

Cornelius Hasselblatt: Wo die wahre Revolution ist

In den vergangenen fünf Jahren war viel zu lesen über eine vermeintliche Revolution oder einen Paradigmenwechsel in der Finnougristik, und das wichtigste hierzu scheint mir gesagt: Man vergleiche die Beiträge von Häkkinen (1999), Hasselblatt (1998), Honti (2000), Itkonen (1998, 1998a, 1999) Kallio (1997, 1997a), Kallio/Koivulehto/Parpola (1997, 1998), Laakso (1995, 1997, 1998, 1999, 1999a), Mikkonen (1996), Rédei (1998), de Smit (1999), Viitso (1995) und Winkler (1999). Die Akte kann eigentlich geschlossen werden.

Wenn ich noch einmal das Thema aufgreife, so hat das zwei Gründe: Zum einen ist meine Kritik von 1998 auf finnisch verfaßt worden und Fachfremden daher nicht unbedingt zugänglich; zum zweiten ist mir gelegen, auf die politische Dimension der Diskussion hinzuweisen sowie die (daraus resultierenden?) gravierenden methodischen Mängel zu betonen, die die Vertreter der sogenannten Erneuerung an den Tag legen.

Geringfügig weist der folgende Text Überschneidungen mit zwei (deutschsprachigen) Rezensionen von mir auf (Hasselblatt 2001, 2002), im wesentlichen handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Vortrags, der am 24. April 2001 an der Universität Uppsala gehalten worden ist.

Worum geht es?

Seit etwa zehn Jahren gibt es einige neue Ideen innerhalb der Finnougristik. Das ist zunächst nichts Furchterregendes, denn neue Ideen in der Wissenschaft sind erstens nichts Schlechtes und zweitens — hoffentlich — auch nichts Seltenes. Ohne sie geht es nicht. Neue Ideen hat es vor zwanzig oder vor fünfzig oder vor hundertfünfzig Jahren auch gegeben. Und gestern abend, heute morgen, wer weiß wann, sind vielleicht auch in irgendwelchen Köpfen wieder interessante neue Ideen entstanden. Warum soll die vor ca. zehn Jahren entstandene neue Idee dann etwas so Besonderes sein?

Es ist kein Zufall, daß ich die Entstehungszeit so betone. Denn vor zehn-zwölf Jahren sind in Europa ja noch einige andere — nämlich politische — Dinge geschehen, und hier scheint es einen Zusammenhang zu geben.

Gegenstand der neuen Strömung war, beziehungsweise ist, ein sehr klassisches Thema des Faches: Die Entstehung der finnougrischen oder auch uralischen Sprachen und Völker. Es ist bekannt, daß man, je länger man in der Geschichte zurückgeht, stets unsicherere Angaben bekommt, und so kann es nicht ausbleiben, daß manche Fragestellungen in unserem Fach immer noch nicht gelöst sind. Wie hängen die uralischen Sprachen untereinander wirklich zusammen? Wie ist die derzeitige Verbreitung der uralischen Sprachen tatsächlich entstanden? Seit wann siedeln die Ostseefinnen dort, wo sie heute sind? Wer sich ein wenig in der Finnougristik auskennt, weiß, daß all diese Dinge noch lange nicht hundertprozentig befriedigend geklärt sind. Nun kamen also einige Leute daher und behaupteten, eine Lösung gefunden zu haben. Und weil diese Lösung sich radikal unterschied von allen anderen Vorschlägen, die bisher gemacht worden sind, nannten die Herren sich selbst und ihre Tätigkeit revolutionär. Die Tatsache, daß sie selbst sich so nennen, ist an sich auch schon etwas besonderes, darauf wird noch zurückzukommen sein.

Die vorgestellte Lösung besteht — kurz gesagt — darin, daß die uralische Urheimat keineswegs relativ klein, überschaubar und in der Nähe des Uralgebirges war, sondern vielmehr ganz Mittel- und Nordeuropa (oder sogar Westeuropa) umfaßte. Des weiteren sollen wir uns die Entstehung der uralischen Sprachen ganz anders vorstellen: nicht so, daß die heutigen uralischen Sprachen Tochtersprachen eines einst

irgendwo gesprochenen Protouralisch sind, sondern daß die Ähnlichkeit zwischen den uralischen Sprachen allein daherrührt, daß die Sprachen so lange miteinander in Kontakt waren, daß sie sich einander angeglichen haben. Keine Urverwandtschaft also, sondern Sprachbundphänomene.

Diese beiden Aussagen sind die beiden Grundthesen der neuen Strömung, die im allgemeinen mit drei Namen verbunden wird — Ago Künnap, János Pusztay und Kalevi Wiik -, mittlerweile aber durchaus schon ein paar mehr Anhänger hat. Wir müssen uns nun fragen: Große Urheimat statt kleine, Sprachbund statt Sprachverwandtschaft — warum nicht? Was spricht dagegen? Kann es nicht so sein?

Denn genauso funktioniert Wissenschaft ja — oder so sollte sie wenigstens funktionieren: Man ist mit vorhandenen Lösungen nicht zufrieden und stellt neue Hypothesen auf, die man für besser hält und die man dann auch zu untermauern, zu beweisen versucht. Aufgabe der wissenschaftlichen Gemeinschaft ist dann zu prüfen, inwieweit die Argumente *für* das eine und *gegen* das andere überzeugend sind und sie gegebenenfalls zu kommentieren. Daß ich hier solche Banalitäten verkünden muß, liegt daran, daß ich glaube, daß diese Grundlagen dessen, was wir Wissenschaftlichkeit nennen, nicht mehr allen Beteiligten klar sind. Und genau das ist das Grundproblem der ganzen Diskussion, hier befinden wir uns auf wahrhaft revolutionärem Terrain, wie ich nun etwas detaillierter darzustellen versuche.

Die Idee der großen Urheimat wird vor allem von Kalevi Wiik (z.B. 1997) vertreten, wobei er sich auch auf die Ergebnisse verschiedener anderer Disziplinen stützt. Das an sich ist normal, auch Péter Hajdús Herleitung der uralischen Urheimat (vgl. z.B. Hajdú 1987, 279-299) stützt sich auf Ergebnisse anderer Disziplinen wie der Paläobotanik und der Archäologie.

Wiiks Argumentation ist in erster Linie phonetisch, er dreht — vereinfacht gesagt — die seinerzeit durchaus revolutionär zu nennende Theorie von Lauri Posti (1953), derzufolge die Lautveränderungen, die beim Übergang vom Frühfennischen zum Spätfennischen stattgefunden haben, dem Kontakt der Frühfennischen mit den Germanen zuzuschreiben sind, um. (Klar dürfte sein, daß mit "Frühfennischen" und "Germanen" gemeint ist: Menschen, die frühfennisch bzw. germanisch gesprochen haben.) Wiik behauptet, daß es umgekehrt war, daß vielmehr die Germanen im Kontakt mit den Frühfennischen ihre eigene Sprache dermaßen veränderten, daß wir heute von den bekannten Lautverschiebungen im Germanischen sprechen. Anstelle des angenommenen germanischen Substrats im Finnischen sieht er ein finnisches — oder eben sogar uralisches — Substrat im Germanischen.

Diese — völlig legitime — Hypothese versucht er mit einer Reihe von Argumenten zu untermauern. Diese Argumente sind mittlerweile jedoch von Fachkollegen wie z.B. Petri Kallio (1997, 1997a, 2002), Petri Kallio/Jorma Koivulehto/Asko Parpola (1997, 1998) oder Tiit-Rein Viitso (1995) heftig kritisiert worden. Im vorläufigen Endergebnis muß man festhalten, daß die Theorie von Wiik zumindest *sehr* umstritten ist, daß es also unhaltbar, das heißt einfach *falsch* ist, zu behaupten, hier sei bereits alles plausibel nachgewiesen oder "strikingly demonstrated", wie es ein Autor ausdrückte (Küster 1998). Genau so etwas passiert aber in der gegenwärtigen Diskussion, und damit sind wir bei den erwähnten methodischen Problemen, die alles andere überschatten.

Die methodischen Beschwerden gegen die vermeintliche Revolution können in drei Kategorien eingeteilt werden:

- 1) *Es findet eine unzulässige Vermengung von Disziplinen statt.*
- 2) *Es wird mit unscharfen, schlecht oder gar nicht definierten Begriffen operiert, was die wissenschaftliche Kommunikation schlicht stört.*
- 3) *Es wird ungenau und schlampig gearbeitet und oberflächlich recherchiert.*

Aus diesen drei Anklagepunkten leitet sich dann am Schluß ein vierter, niederschmetternder Einwand ab.

ad 1) Es findet eine unzulässige Vermengung von Disziplinen statt.

Die Kombination von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen ist bei der Beantwortung mancher Fragen sicherlich notwendig. Will man zum Beispiel den Begriff der Kultur eines Volkes oder eines Sprachraums wirklich verstehen, so muß man hier natürlich mit mehreren Disziplinen arbeiten: Geschichte, Literaturwissenschaft, Sprachwissenschaft, vielleicht auch Geographie, Soziologie und manches andere mehr. Problematisch wird es aber dann, wenn Interdisziplinarität zum Prinzip erhoben wird, vielleicht sogar von der Politik, die im allgemeinen — in Europa jedenfalls — das Geld für Wissenschaft und Bildung bereitstellt, gefordert wird. Das kann dann leicht zu *Transdisziplinarität* führen, was man vielleicht mit einem seichten Über-die-Disziplinen-Hinwegschweben umschreiben könnte (vgl. hierzu Hasselblatt 2000, 6; Hasselblatt 2001, 429).

Im vorliegenden Fall sehe ich genau diese Gefahr. Verschiedene Wissenschaftszweige werden zusammengefügt, nicht etwa weil es sinnvoll ist, sondern weil es modern ist. Bestes Beispiel hierfür ist die Implantation der Humangenetik in die gegenwärtige Diskussion. Was auf diesem Fachgebiet in den letzten Jahren stattgefunden hat, ist sicherlich sehr bemerkenswert, aber warum muß sich die Linguistik dafür interessieren? Haben wir irgendeinen Grund dazu, die gesicherte Erkenntnis, daß sich Gene anders fortpflanzen als Sprachen — eine Erkenntnis, die vielfach empirisch nachgewiesen ist und die wir tagtäglich aufs Neue feststellen können —, plötzlich in Zweifel zu ziehen? Wohl kaum. Die Erkenntnisse der Humangenetik sind bislang völlig irrelevant für unser Fach (vgl. Hasselblatt 2001, 432, 434). Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich betonen, daß ich die zukünftige Möglichkeit der Miteinbeziehung derartiger Ergebnisse in eine größere Argumentation gar nicht ausschließe. Aber soweit ich es überblicke, wissen wir einfach noch nicht genug.

An dieser Stelle bekommen wir es nun mit den eingangs erwähnten politischen Implikationen zu tun. Ist es nicht merkwürdig, daß die sogenannte Revolution nahezu zeitgleich mit der politischen Umwälzung zusammenfällt? Die politischen Ereignisse, die 1989/1991 in Europa stattfanden, hatten ja durchaus etwas Revolutionäres an sich. Im Falle von Tschechien spricht man von der "samtenen Revolution", im Falle Estlands von der "singenden Revolution". Alle drei finnougriischen Staaten sind, wenn auch in verschiedenem Maße, stark von diesen Ereignissen berührt worden. Estland vielleicht am meisten, denn es hat seine Unabhängigkeit wiedererlangt. Ungarn hat sich von einem aufoktroyierten Regime befreit und kann sein Schicksal wieder stärker in eigene Hände nehmen. Aber auch in Finnland, in dem weder die gesellschaftlich-ökonomische Ordnung angetastet wurde noch sich die Grenzen verändert haben, haben sich die politischen Umwälzungen im Osten erheblich ausgewirkt.

Wie kann sich nun eine politische Veränderung auf wissenschaftliche Erkenntnisse auswirken? Was hat der Beitritt Finnlands zur EU mit der Suche nach der Herkunft der Finnen zu tun? Was hat Estlands Westorientierung — Annäherung an EU und NATO — mit dem Ursprung der Esten zu tun? Warum diskutiert man in manchen ungarischen Kreisen wieder über die 200 Jahre alte Türkenthese? Wissenschaftlich, das heißt allein aus dem Fach oder aus den Fächern heraus, ist das nicht zu begründen. Lediglich der Wegfall der ideologischen Zwänge hat dazu geführt, daß man nun wieder "alles darf", man darf auch wild spekulieren und träumen und wissenschaftliche Forschung in den Dienst von politischen Interessen stellen. Man darf, um ein Beispiel zu nennen, ja auch wieder von einem "Großfinnland" träumen, und was

paßt dann besser als die Theorie, daß vor langer, langer Zeit ganz Europa eigentlich finnougriech war?!

An dieser Stelle kommen wir zu einem weiteren entscheidenden Punkt in der Diskussion, nämlich der Frage der Popularisierung, Politisierung und Instrumentalisierung von Wissenschaft. Dieses wissenschaftsethische Problem ist selbstverständlich alt, verdient aber im Zuge der sich verändernden Medien und einer weltweit vernetzten Kommunikation besondere Aufmerksamkeit. Ein falsch verstandenes Demokratieverständnis kann im Extremfall dazu führen, daß wissenschaftliche Ergebnisse von Mehrheitsentscheidungen abhängig gemacht werden.

Selbstverständlich ist auch das nicht völlig neu, aber es wird nun auf eine andere Ebene übertragen. Natürlich können wir im streng naturwissenschaftlichen Sinne nicht *beweisen*, daß das uralische Wort für 'Fisch' tatsächlich **kala* gelautet hat, aber wir können es sehr plausibel machen. In dem Moment, in dem der überwältigende Teil der Fachleute einer Disziplin davon überzeugt ist und diese Hypothese anerkennt, gilt es in unserem Fachjargon als bewiesen. Insofern haben wir es auch hier mit Mehrheitsentscheidungen zu tun.

Nun aber wird von den Vertretern der neuen Richtung die Entscheidungsbefugnis über die Plausibilität einer ganz anderen Instanz übertragen — nämlich nicht mehr der wissenschaftlichen (kritischen) Öffentlichkeit, sondern der (mangels Fachkenntnis notgedrungen unkritischen) Öffentlichkeit ganz allgemein. Nur so läßt sich erklären, warum wir die neue Theorie nicht nur in wissenschaftlichen Fachpublikationen finden, sondern in Zeitungsartikeln, Radiointerviews und allen möglichen anderen Publikationen. Und am besten gleich mehrmals dasselbe, in verschiedenen Sprachen, damit auch alle Menschen erreicht werden. Das ist neu, so etwas war bislang nicht üblich. Vielleicht liegt das auch an dem Zwang, "sexy" und "selling" zu sein, dem insbesondere die sogenannten "Orchideenwissenschaften" ausgesetzt sind; es braucht sich also nicht um ein ausschließliches Phänomen der Pseudorevolution zu handeln. Und es ist, das muß man zugeben, durchaus geschickt gemacht, aber die wissenschaftliche Diskussion wird dadurch leider überhaupt nicht erleichtert, und eine Sache wird bekanntlich nicht dadurch wahrer, daß man sie dreimal wiederholt oder immer lauter herausschreit.

Man stelle sich vor, Itkonen und Steinitz hätten vor 50 Jahren versucht, ihren Streit in Tageszeitungen auszutragen. Oder Budenz und Donner vor 125 Jahren. Die Absurdität einer solchen Vorstellung wird schnell deutlich. Das liegt aber nicht daran, daß sich die Zeiten und die Medien geändert haben — denn Tageszeitungen gab es vor 50 Jahren, gab es auch vor 125 Jahren und gibt es heute noch —, sondern daran, daß der Gegenstand viel zu kompliziert ist, als daß er sich so einfach in einem oberflächlichen Zeitungsartikel darstellen ließe. Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft erfordert ja bisweilen recht komplizierte Gedankengänge, die nicht immer ganz schnell und ganz einfach nachvollziehbar sind. Genau das sollte ein Zeitungsartikel aber sein. Die mutigen Revolutionäre erwecken den Eindruck, alles sei ganz einfach, so einfach, daß man es eben auch in Tageszeitungen verbreiten könne; sie simplifizieren damit auf eine völlig unzulässige Weise, und das ist das eigentliche Problem. Sie verlassen damit den gemeinsamen wissenschaftlichen Boden.

Das korrespondiert gut mit meinem zweiten Punkt:

ad 2) Es wird mit unscharfen, schlecht oder gar nicht definierten Begriffen operiert, was die wissenschaftliche Kommunikation schlicht stört.

Wir alle lernen irgendwann einmal, daß man sich im Interesse einer funktionierenden wissenschaftlichen Kommunikation eines klar definierten Instrumentariums bedienen muß. Das ist eine Banalität, die schließlich auch außerhalb des wissenschaftlichen

Diskurses von Gültigkeit ist, sie gehört einfach zu den Grundlagen menschlicher Kommunikation. Denn wenn kein Konsens mehr herrscht über semantische Inhalte, hört die Kommunikation ja auf.

Daß es der "Revolution" an begrifflicher Schärfe fehlt, kann anhand von zwei Termini erläutert werden, die häufig in der fraglichen Diskussion verwendet werden: die Begriffe "uralisch" und "lingua franca".

Zunächst zum Uralischen: der Begriff sollte eigentlich klar sein, er wird schon seit geraumer Zeit als Oberbegriff für finnougriech und samojedisch benutzt und auch von den "Revolutionären" zur Bezeichnung dieser Sprachfamilie verwendet. Außer acht gelassen wird dabei, daß die Zusammengehörigkeit der uralischen Sprachen im 19. Jahrhundert mit Hilfe der historisch-vergleichenden Methode festgestellt worden ist. Das bedeutet schlicht, daß die Verwendung des Begriffs "uralische Sprachen" die Anerkennung der Methode, mit deren Hilfe eine Zusammenstellung dieser Sprache überhaupt erst gelungen ist, voraussetzt. Mit anderen Worten: wenn man die Methode ablehnt, kann man den Begriff, der dank dieser Methode zustande gekommen ist, auch nicht mehr benutzen (vgl. hierzu schon Itkonen 1999).

Genau das aber geschieht. Die Methode der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft wird von den Vertretern der neuen Richtung als überholt bezeichnet und abgelehnt. Wie aber kommen sie dann überhaupt noch zu der weiterhin benutzten Klassifizierung unserer Sprachen in die uralische Sprachgruppe? Natürlich kann man als Arbeitshypothese die Fachwelt aufschrecken mit einer Behauptung wie dieser: "Even genetically, Finnish is more closely related to Swedish than it is to Mordvin." (Östman/Raukko 1995, 31); und eine solche Behauptung kann als Arbeitshypothese für einen arealtypologischen Ansatz ja durchaus fruchtbar sein. Aber im gleichen Moment wäre der Begriff der uralischen Sprachen sofort abzulehnen, bzw. mindestens neu zu interpretieren. Dies mit aller Konsequenz zu tun, haben die Revolutionäre bislang jedoch unterlassen. Hierfür gibt es gewiß praktische Gründe: nahezu das gesamte Material, das uns über die uralischen Sprachen zur Verfügung steht, ist mit der Methode der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft verfaßt worden, und das wäre dann ja eigentlich nicht mehr zu gebrauchen. Also bleibt man bei der angestammten Klassifizierung, lehnt aber die Methode, die diese Klassifizierung hervorgebracht ab. Das ist mir persönlich methodisch nicht nachvollziehbar, und daher meine ich, daß der Begriff "uralisch" unscharf verwendet wird.

Noch schlimmer ist es um die "lingua franca" bestellt. Dieser Begriff wird seit seiner Einführung in die Finnougristik bzw. Uralistik (Pusztay 1995, 121) als Zauberwort, mit dem man alles erklären kann, verstanden. Dabei kommt es aber zu fundamentalen Mißverständnissen, wie eine der jüngsten Publikationen von Ago Künnap zeigt: "A *lingua franca* is not a full-value living language." (Künnap 2000, 4, identisch mit Künnap 1998, 3). Woher nimmt er diese Definition? Die Linguistik verwendet bislang einmütig eine völlig andere Definition der *lingua franca*, die man den einschlägigen Fachwörterbüchern mühelos entnehmen kann (vgl. hierzu Hasselblatt 2001, 430).

Keine einzige der gängigen Definitionen erlaubt die Verwendung des Begriffs in dem Sinne wie Künnap es tut, der mit *lingua franca* offensichtlich eine schwammige defektive Sprachzwischenform aus grauer Vorzeit meint. Das kann er ja tun, aber ehe man schon länger bestehende Begriffe verwendet — und der Begriff *lingua franca* besteht seit dem Mittelalter —, muß man sich mit ihrer bisherigen Verwendung auseinandersetzen und sich gegebenenfalls dazu äußern. Künnaps Verfahrensweise ist amateurhaft.

Diese beiden Beispiele von ungenauer Begriffsverwendung mögen genügen, sie führen direkt zum dritten, finalen Problem, das ich hier besprechen will.

ad 3) Es wird ungenau und schlampig gearbeitet und oberflächlich recherchiert.

Auch hier muß ich mit dem kleinen Einmaleins der Wissenschaft beginnen, das heißt mit der Basis von Wissenschaftlichkeit. So wie es notwendig ist, daß man klare Definitionen verwendet, so ist es auch eine Selbstverständlichkeit, daß man sich vernünftig mit dem, was zu einem bestimmten Thema bereits gesagt ist, auseinandersetzt. Einer Fragestellung hat als Voraussetzung für eine wissenschaftliche Argumentation die Beschäftigung mit der bereits vorhandenen Literatur zu folgen. Auch so etwas, was man im ersten oder zweiten Semester seines Studiums lernt. Nach dieser Literaturlaufarbeitung kann dann die eigentliche Argumentation oder Beweisführung folgen.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die erwähnten "Revolutionäre" viel und gründlich zitieren und daß ihre Literaturverzeichnisse durchaus lang sind. Wenn man aber genauer hinsieht, wird man schnell feststellen, daß sie sich teilweise im Kreise drehen, sich überraschend viel gegenseitig zitieren und die zitierte Literatur nicht immer gründlich gelesen haben.

Ich habe bereits vor drei Jahren in einer kurzen Replik in *Virittäjä* (Hasselblatt 1998) dieses Problem beschrieben und habe dem eigentlich nichts Neues hinzuzufügen. Dennoch möchte ich aus den eingangs genannten Gründen noch einmal detaillierter darauf eingehen, weil mir das dort behandelte Problem essentiell erscheint.

Die oben erwähnte Hauptthese von Wiik (1997) lautete also, daß wir es mit einem uralischen Substrat im Germanischen oder gar Indoeuropäischen zu tun haben. Wenn es gelänge, dieses Substrat nachzuweisen, das heißt plausibel zu machen, dann wäre das tatsächlich ein starkes Argument für die daraus abgeleitete Theorie der großen Urheimat. Der Nachweis eines solchen Substrats könnte gelingen, wenn man in den indoeuropäischen Sprachen Phänomene findet, die nur durch uralischen Einfluß zu erklären sind. Um Wiik zu helfen — nehme ich an —, hat Künnap 1997 eine Aufstellung von solchen Phänomenen gemacht. Er hat nach der Befassung mit der entsprechenden Literatur eine eindrucksvolle Liste von 33 Phänomenen erhalten, die seiner Meinung nach uralische Spuren in den indoeuropäischen Sprachen — im engeren Sinne allerdings nur in den germanischen, baltischen und slavischen Sprachen — zeigen, 17 im Bereich der Phonetik und 16 im Bereich der Morphosyntax.

Künnap gibt ehrlicherweise zu (Künnap 1997, 79), daß es sich bei ihm nur um eine Aufzählung der bislang vorgeschlagenen Vermutungen handelt, die sich in der Zukunft möglicherweise als falsch herausstellen, und daß es ihm nicht um eine Erörterung ihres Wahrheitsgehaltes oder um die Beibringung neuen Materials ging. Das an sich mag auch schon verdienstvoll sein, es kann aber natürlich die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand nicht ersetzen. Hierbei handelt es sich also um eine Vorarbeit, um das Schaffen von Voraussetzungen, und es bleibt unerwähnt, daß die Hauptarbeit *nicht* geleistet wird. Vielleicht dachte Künnap, daß sich das von selbst erledigt, daß also die bloße Wiederholung von alten Vermutungen diese Vermutungen zu Wahrscheinlichkeiten oder gar Wahrheiten macht. Da hat er sich dann allerdings gründlich geirrt.

Im einzelnen sieht das so aus — und was jetzt kommt, liest sich wie ein Kriminalroman:

Der erste Fehler, der sich — wie weiter unten deutlich wird — bitter rächt, ist der, daß sich Künnap vorwiegend auf vier Werke aus der linguistischen Literatur stützt, die allesamt ihrerseits auch nur auf anderen Quellen basieren und selbst keine eigenen Untersuchungen darstellen (nämlich Thomason/Kaufman 1988, Bednarczuk 1991,

Dahl/Koptjevskaja-Tamm 1992 sowie Raukko/Östman 1994). Wohin das führt, zeigt eine eingehendere Betrachtung der von Künnap angeführten Kontaktphänomene. Er nennt als erstes Phänomen die Tatsache, daß im Urgermanischen, Urbaltischen und Urslavischen das Vokalsystem sich völlig dem Vokalsystem der uralischen/finnisch-ugrischen Grundsprache angeglichen habe ("Vokaalisysteemien kehittyminen täysin uralilaisen/suomalais-ugrilaisen kantakielen vokaalisysteemin mukaiseksi kantagermaanissa, kantabaltissa ja kantaslaavissa." Künnap 1997, 80). Als Belege hierfür führt er, was zunächst ja durchaus wissenschaftlichem Standard zu entsprechen scheint, drei Quellen an (Wiik 1996; Tkacenko 1989, 89-90; Raukko/Östman 1994, 24). Hiervon war die erste Quelle zunächst unüberprüfbar, weil sie seinerzeit noch ein Manuskript war, inzwischen dürfte klar sein, daß es sich hierbei um Wiik 1997 handelt. Die zweite Quelle — Tkacenko 1989 (89-90) — spricht nur vom Urslavischen und nicht vom Urgermanischen oder Urbaltischen, sie deckt also nur einen geringen Teil ab und besteht zudem auch nur aus einer knappen Aussage, einer Vermutung, einem Hinweis. Die dritte Quelle ist das Buch von Raukko und Östman (1994, 24), das bekanntlich selbst keinerlei Untersuchungen vorgenommen hat, sondern nur anderswo gefundene Vermutungen wiedergibt. Sie stützen sich auf Thomason/Kaufman (1988: 238-251) und behaupten, daß das urslavisches Vokalsystem uralische Züge trage ("... on uralilaisvivahteinen.", Raukko/Östman 1994, 24). Auch sie sprechen also nur vom Urslavischen — nicht vom Urgermanischen oder Urbaltischen —, und vor allem erwähnen sie nur "uralische Züge", nicht eine "völlige Angleichung", wie Künnap es tat: "uralilaisvivahteinen" ist eindeutig etwas anderes als "täysin ... mukaiseksi". Künnap begeht — wissentlich oder unwissentlich — einen klaren Zitationsfehler.

Raukko und Östman sind sich ihrer Quelle treu, denn bei Thomason/Kaufman (1988, 248) steht: "In the vowel system, the Proto-Slavic restructuring of the inherited IE system has a distinctly Uralic flavor." Nun wissen wir aber sehr gut, daß Thomason und Kaufman selbst keine Forschungen im Bereich der Uralistik getrieben haben; das ist beileibe kein Vorwurf — nicht jede und jeder kann sich mit allen Sprachen beschäftigen —, aber das muß man im Auge behalten, wenn man sich selbst sehr wohl mit der Uralistik befaßt. Thomason und Kaufman geben ihre Quellen an, so daß wir weitergeleitet werden. Für ihre Behauptung — wir sind immer noch bei dem "distinctly Uralic flavor" des urslavischen Vokalsystems — verweisen sie auf Wolfgang Steinitz — endlich sind wir also bei unserem Fach angelangt: "Steinitz (1964), in fact, argues that the Proto-Slavic and Proto-Finno-Ugric vowel inventories are essentially the same (and that a Uralic substratum underlies the Slavic system)." Sie referieren also Steinitz 1964, geben jedoch keine Seitenzahl an. Das ist ärgerlich, weil so die Suche erschwert wird. Wer sich aber die Mühe macht und Steinitz 1964 durchliest, wird fürstlich belohnt: Steinitz behauptet auf Seite 140 des zitierten Werks nämlich das Gegenteil! Er sagt dort, daß es sich im Urslavischen seiner Meinung nach *nicht* um ein finnougrieches oder uralisches Substrat handelt: "Während die Übereinstimmung des heutigen russ. und mord. Vokalismus gut zu erklären und zu verstehen ist, verhält es sich mit der Übereinstimmung des altruss. und des fiugr. Vokalismus anders. Würde es sich nur um das Russ. oder Ostslaw. handeln, so könnte man an nachbarliche Beeinflussung durch die Finnougrier denken. Da aber dieselben Vokalkategorien allen altslaw. Sprachen gemeinsam sind, ist nach unserer bisherigen Kenntnis der slaw.-fiugr. Beziehungen *die Annahme eines fiugr. Einflusses nicht sehr wahrscheinlich.*" (Steinitz 1964, 140; meine Hervorhebung) Zwar fährt er noch vorsichtig fort: "Andererseits sind die slaw. Sprachen die einzigen indoeur., die diese so charakteristischen und keineswegs gewöhnlichen Vokalkategorien kennen, und es ist schwer, hier an Zufall zu glauben. Als Nichtslawist fühle ich mich je-

doch nicht berufen, zu dieser Frage näher Stellung zu nehmen, und begnüge mich hier damit, die Aufmerksamkeit der Fachkollegen auf diese interessante Übereinstimmung zu lenken." (Steinitz 1964, 140-141). Aber dennoch ist das Ergebnis eindeutig: Steinitz sieht kein finnougrieches Substrat. Und damit erhalten wir ein niederschmetterndes Gesamtergebnis:

Von den drei Quellen, die Künnap zufolge das uralische Substrat im Urgermanischen, Urbaltischen und Urslavischen untermauern sollten, ist die erste (Wiik 1997) eine mutige Theorie, die auf vehemente Kritik gestoßen ist (s.o.); die zweite Quelle behandelt erstens nur ein Drittel, nämlich nur das Urslavische, und kommt zweitens über eine bloße Erwähnung kaum hinaus, und die dritte Quelle, die mit dem Urslavischen ebenfalls nur einen Teil behandelt, behauptet genau das Gegenteil.

Damit ist die ganze Argumentation in sich zusammengestürzt und hinfällig. Künnap hat keinerlei überzeugende Argumente anführen können. Schauen wir also, wie es um sein zweites Phänomen bestellt ist.

Das lautet: "Verschiebung oder Festigung der Betonung auf der ersten Silbe im Urgermanischen, in den baltischen Sprachen und in den nordrussischen Dialekten." (Künnap 1997, 80). An Quellen, die das belegen sollen, werden uns diesmal sechs gegeben. Wenn wir uns nun erneut auf die Suche nach ihnen machen, ergibt sich das folgende Bild: Die erste Quelle ist wiederum Raukko/Östman (1994, 23), wo es heißt: "Im Lettischen sowie in einigen litauischen und nordrussischen Dialekten liegt der Wortakzent auf der ersten Silbe." ("Latviassa sekä joissakin liettuan ja pohjoisen venäjän murteissa sanapaino on ensimmäisellä tavulla.") Kein Wort vom Urgermanischen, und beim Litauischen ist nur von einigen Dialekten die Rede, keineswegs vom gesamten Sprachgebiet. Nicht anders stand es auch in ihrer Quelle, Thomason/Kaufman (1988, 241), die sich ihrerseits auf Veenker (1967) stützen: "Veenker (1967) reports the same innovation [i.e. word initial stress in Latvian, C.H.] in some Lithuanian and northern Russian dialects." Diesmal zitieren sie korrekt, denn bei Veenker (1967, 74) steht tatsächlich "in einigen angrenzenden litauischen Dialekten", allerdings bezieht sich auch Veenker nur auf einen anderen Autor, nämlich Larin (1963, 25). Bei zwei weiteren von Künnap gegebenen Quellen handelt es sich erneut um Manuskripte von Wiik (1996), deren Wahrheitsgehalt somit nicht überprüft werden konnte. Auch eine dritte Quelle von Wiik (1995) bringt nichts Neues und erfährt von Kallio (1997) und Viitso (1995, 94) zudem deutliche Kritik. Quelle Nummer fünf ist ebenfalls ein Manuskript, diesmal von Norbert Strade (1995). Hierbei handelt es sich um einen Text, der immer wieder gerne zitiert wird (z.B. bei Künnap 1997a, 257; 1997b, 71 und Wiik 1997, 280), von dem wir — die Nichteingeweihten — aber bisher nur den Titel kennen: "Uralic, Germanic, Paleo-European — about the earliest interactions of different language families in Northwestern Eurasia." Es handelt sich hierbei offenbar um ein auf dem Jyväskyläer Finnougristikongreß — der war 1995 — ausgeteiltes Manuskript, das meines Wissens noch nicht erschienen ist. Man kann hierzu noch keine Stellung nehmen und also nichts über die Wahrscheinlichkeit oder Plausibilität einer anscheinend in jenem Manuskript aufgestellten Behauptung sagen. Auch die sechste und letzte Quelle, die Künnap's Behauptung in diesem Punkt unterstützen soll, ist ein Manuskript, das nicht veröffentlicht worden ist, nämlich Viitso's Vortrag auf dem Symposium in Groningen 1996, "Finnic and its Indo-European neighbors: common changes." Auch wenn ich auf diesem Symposium anwesend war, ist es mir in Ermangelung eines vorliegenden Textes nicht möglich, die Stichhaltigkeit dieses Belegs zu prüfen. Ich nehme aber an, daß auch Viitso nur eine Vermutung geäußert hat und nicht umfangreiches Belegmaterial anführt.

Damit bleibt das Ergebnis auch dieser zweiten Prüfung sehr mager: von den sechs Quellen sind die drei von Wiik praktisch identisch und heftiger Kritik ausgesetzt. Von

den übrigen drei sind zwei Manuskripte und daher nicht nachprüfbar. Eine einzige, relativ magere, Quelle bleibt übrig: ein Hinweis von Veenker bzw. genauer gesagt Larin, bei dem sich auch nur eine lapidare Erwähnung findet.

Und noch ein drittes, letztes Beispiel aus Künnaps Katalog möchte ich beleuchten. Im Bereich der Morphosyntax nennt Künnap (1997, 80) die *ka*-Endung im Imperativ im Baltischen und Slavischen ein uralisches Substrat, wobei er als einzige Quelle Raukko/Östman (1994, 24) anführt. Tatsächlich behaupten diese Autoren, daß dieses Suffix in den genannten Sprachen uralischer Herkunft ist ("Imperatiivin *-ka*-päätte on uralilaista perua."). Inzwischen wissen wir aber, daß Raukko und Östman sich lediglich auf Thomason/Kaufman beziehen, wo jedoch (1988, 245-246) wesentlich vorsichtiger formuliert worden ist: "The common imperative suffix *-ka*, which is added to the simple imperative to soften the force of an order, is said by Décsy (1967: 155-156) to be derived from a Uralic imperative suffix; compare the widespread Uralic imperative suffixes *-k*, *-ka* (Collinder 1965: 131)." Nun müssen wir allmählich streng werden: "is said to be" ist ja wohl eindeutig etwas anderes als "on uralilaista perua." Ich glaube kaum, daß die Englischkenntnisse von Raukko und Östman nicht gut genug sind, um die Bedeutung der Konstruktion "is said to be" exakt im Finnischen wiederzugeben. Hier handelt es sich strenggenommen um eine Fälschung.

Interessant wird es, wenn man die beiden von Thomason und Kaufman genannten Quellen etwas näher unter die Lupe nimmt: Collinder (1965, 131) sagt über das erwähnte Suffix tatsächlich nur, es "is so widespread that it must date from C[ommon]U[ralic]." Über Einflußnahme auf eine andere Sprache oder Sprachfamilie wird kein Wort verloren. Das behaupten Thomason und Kaufman auch gar nicht, aber die Heranziehung von Collinder in dieser Frage scheint so etwas ja zumindest zu suggerieren. Die zweite Quelle von Thomason und Kaufman ist Gyula Décsy (1967, 155), der zwei Beispiele aus dem Russischen bringt und lediglich auf die auffällige Parallele zwischen Slavisch und Finnougrisch hinweist, weiter nichts.

Hier wäre es besser gewesen, gleich Veenker (1967, 99-101) zu lesen, der das Problem gründlich behandelt: Er erwähnt auch Mägistes Vorschlag von 1933, demzufolge die Richtung der Entlehnung auch umgekehrt sein könnte und das fragliche Suffix aus dem Russischen in die ostseefinnischen Sprachen entlehnt sein könnte, sowie Kiparskys Ablehnung dieser Theorie aus dem Jahre 1963 (Kiparsky 1963, 432). Zwar beschließt Veenker in seiner Tabelle am Ende des Buches letztendlich, daß ein ostseefinnisches Substrat im Russischen in dieser Frage wahrscheinlich ist (Veenker 1967, 167), aber andererseits gibt es eine direkte Reaktion von Kiparsky (1969, 24-25) darauf, in der er die Möglichkeit eines Substrats im Russischen eindeutig ablehnt und auf die Partikel im Russischen selbst hinweist.

Hiernach bleibt nur eine Schlußfolgerung möglich, nämlich die folgende: Die Herkunft der *ka*-Endung im Imperativ im Baltischen und Slavischen ist keineswegs geklärt, verschiedene Meinungen stehen hier einander gegenüber. Von Beweisen kann hier eindeutig nicht die Rede sein. Somit gehört auch dieses dritte von Künnap angeführte Konvergenzargument in den Bereich der unbewiesenen, unsicheren und teilweise direkt abgelehnten Vermutungen.

Fazit: Bei einer stichprobenartigen genaueren Betrachtung dreier von Künnap genannter Konvergenzerscheinungen oder auch nur Konvergenzvermutungen müssen wir feststellen, daß keines der angeführten Phänomene über eine hinreichende argumentative Grundlage verfügt und daß schlampig und oberflächlich recherchiert worden ist. Die Schlußfolgerung kann nur lauten: so nicht. So können wir nichts erreichen. Wenn man dermaßen großzügig mit bisher gültigen wissenschaftlichen Prinzipien umspringt, dann kann man nicht erwarten, daß man auf Zustimmung stößt.

Aus dem bisher Gesagten, aus den genannten drei Vorwürfen — eine unzulässige Vermengung von Disziplinen, unscharfe Definitionen und schlampige Arbeitsweise — ergibt sich ein abschließender, gravierender, vierter Vorwurf: Dies ist ganz einfach keine Wissenschaft mehr, dies ist Pseudowissenschaft, Möchtegernwissenschaft, wenn nicht gar Graphomanie.

Das ist — zugegebenermaßen — ein schwerer Vorwurf. Aber ich will diese drei Begriffe gerne noch einmal untermauern.

Pseudowissenschaft. Meine bisherigen Ausführungen haben wohl deutlich genug gezeigt, welche gravierenden Mängel im methodischen Bereich vorliegen. Auch andere Autoren haben darauf hingewiesen (Häkkinen, Laakso, de Smit, Winkler). Wenn man nun genau hinsieht, muß man sogar feststellen, daß jegliche Methode fehlt. Eklettizismus und Methodenlosigkeit sind zum Prinzip erhoben, Systematik macht der Willkür Platz. Was soll zum Beispiel der folgende Satz von Künnap (1998, 90; 2000, 48): "...every Uralic language like any other language is **a mixture of languages.**" Dahingeworfen, als sei er eine anerkannte Wahrheit. Das ist er aber mitnichten, die Wissenschaft nimmt eher das Umgekehrte an: "there are indeed mixed languages, ..., **but most languages are not mixed.**" (Thomason/Kaufman 1988, 3). Künnap diskutiert jedoch nicht, nimmt diese Aussage von Thomason und Kaufman gar nicht wahr, sondern pflückt sich nur jene Zitate aus der vorhandenen Literatur, die ihm passen. Das führt bei mir zum Vorwurf der Pseudowissenschaft. Denn Wissenschaft lebt zwar davon, daß man die Werke und Gedanken anderer liest, erforscht, kritisiert und zitiert, aber das allein ist nicht genug: Wissenschaft, Wissenschaftlichkeit entsteht erst dann, wenn man dem Gelesenen auch eigenes, Neues hinzufügt. Wenn es nur bei einem *name dropping* bleibt, d.h. man erwähnt ein paar anderswo von anderen Leuten genannte Vermutungen, dann ist das nicht genug.

Möchtegernwissenschaft. Auch dies ist ein grober Vorwurf, den man nicht leichtfertig machen sollte. Aber natürlich hängt er mit dem vorgenannten der *Pseudowissenschaft* zusammen. Die genannten Herren betonen immer wieder, wie modern, innovativ, neu und revolutionär sie sind. Auffällig ist allerdings, daß sie das selbst tun müssen, da es offenbar niemand anders für sie übernimmt. So mußte Künnap (1998) sein Buch sozusagen gewaltsam als *Breakthrough* betiteln, weil sonst wahrscheinlich niemand daraufgekommen wäre. Denn hier *fällt* jemand eher durch, als daß er einen Durchbruch erreicht. Kein Wunder, daß die "Revolutionäre" dann manchmal sogar darüber klagen, daß der Prophet im eigenen Lande ja nichts gelte (Wiik 1998, 424). Wenn man sich ständig selbst auf die Schulter klopfen und gegenseitig Mut zusprechen muß, dann ist etwas faul. Wenn der Impuls für Publikationen nicht aus neuer wissenschaftlicher Evidenz entstanden ist, sondern aus einem gewissen Wunsdenken heraus — zum Beispiel aus dem Wunsch heraus, nicht mehr mit dem Osten, sondern lieber mit dem Westen verbunden zu werden —, dann ist der Vorwurf der *Möchtegernwissenschaft* wohl nicht abwegig.

Und schließlich *Graphomanie* — auch ein hartes Wort. Aber anders kann man die Flut von inhaltsgleichen Publikationen wohl nicht nennen. Sie werden manchmal minimal abgewandelt, aber häufig in großen Teilen unverändert immer wieder auf den Markt geworfen. Künnaps bereits erwähnte Liste der vermeintlichen uralischen Substratphänomene liegt mir in verschiedenen Abwandlungen und unterschiedlichen Sprachen mindestens siebenmal vor (1997; 1997a; 1997b, 68-69; 1997c; 1998, 108-110; 1998a; 2000, 57-59, 63-66) — ist es dann verkehrt, von einem irrationalen Schreib- bzw. Publikationszwang zu sprechen?

Es ist sicherlich auch eine Folge der Wissenschaftspolitik in vielen Ländern, die Geldzuweisungen häufig von der Produktivität abhängig macht, wenn manche Menschen glauben, sie müssen sich durch Vielschreiberei ihre Position sichern. Bei Kün-

nap hat diese Substitution der Qualität durch die Quantität aber auch zu einer Art selektiven Wahrnehmung geführt, die dann mit Wissenschaft nichts mehr zu tun hat. Es geht dann nur noch ums Produzieren — eine Arbeit, die durch moderne Schreibtechnologien ja erleichtert wird. Daß die Wissenschaftlichkeit dabei auf der Strecke bleibt, kann ich an Künnap's Umgang mit meiner eigenen Kritik sehr gut exemplifizieren:

Unmittelbar nach dem Erscheinen meines Aufsatzes in *Virittäjä* (Hasselblatt 1998) kam eine knappe Antwort von Künnap in derselben Zeitschrift (Künnap 1998b), die allerdings auf meine Hauptvorwürfe nicht einging. Kurz darauf erschien Künnap 1998, worin mein erwähnter Aufsatz gerade noch ins Literaturverzeichnis gelangte, für eine Einarbeitung in den Text aber keine Zeit mehr blieb. Das erklärte mir Künnap glaubhaft. Ganz brav und kollegial hat Künnap mich sogar in seinem dortigen Vorwort noch kurz erwähnt: "I am very thankful ... to ... participants in a heated discussion..." (Künnap 1998, 4-5), und es folgen einige Namen, darunter auch der Meinige. Gut anderthalb Jahre später hat Künnap sein Buch, das zuvor im Selbstverlag erschienen war, in leicht bearbeiteter Form bei einem Verlag erneut herausgebracht (Künnap 2000, vgl. hierzu Hasselblatt 2002). Bei dieser Gelegenheit hat er das Vorwort aktualisiert und eine Reihe von Namen — sowohl bei den Helfern als auch bei den Opponenten — hinzugefügt. Die Liste der letzteren ist nun von sechs (1998) auf elf angewachsen: außer mir sind das László Honti, Esa Itkonen, Petri Kallio, Jorma Koivulehto, Johanna Laakso, Eve Mikone, Asko Parpola, Merlijn de Smit, Tiit-Rein Viitso und Eberhard Winkler.

Interessanterweise fehlen aber nahezu alle Artikel der Opponenten im Literaturverzeichnis! Auch meine Kritik von 1998 ist verschwunden, die Leserschaft von Künnap 2000 muß annehmen, daß die dort genannten Substratphänomene tatsächlich begründet sind, obwohl ich oben gezeigt habe, auf welch tönernen Füßen sie stehen, und obwohl Künnap diese Kritik ja gelesen hat. Hier erübrigt sich jeder weitere Kommentar.

Statt die Kritik in seinen Werken zu verarbeiten, geht Künnap separat in feuilletonartigen Artikeln auf sie ein — auch hier wieder vorsichtshalber doppelt, einmal auf estnisch (2000a), einmal auf englisch (2000b). Die dortigen Erwiderversuche sind völlig rätselhaft, wenn der Autor beispielsweise meine Arbeit von 1998 lobt und anführt, "...has offered me a considerable help in my work." (Künnap 2000b, 310). Das ist sehr nett mir gegenüber, aber offenkundig stimmt es ja nicht, denn in Künnap's Arbeiten finden wir keine Wirkung meiner damaligen Kritik! Dies ist kein Wunder, denn mir ist mittlerweile klargeworden, daß Künnap den Begriff "Kritik" verwechselt mit "Zensur" — und davon will er verständlicherweise nichts wissen. Als ich mich in einer teilweise satirischen Zeitungsglosse über den neuen Stil und die um sich greifende Unwissenschaftlichkeit beklagte (Hasselblatt 1999), benutzte ich im Estnischen die Formulierung *korrale kutsuma*, d.h. 'zur Ordnung rufen, zur Räson bringen'. Künnap (2000a, 523; 2000b, 312) verstand dies als 'mundtot machen', 'zum Schweigen bringen', vermutete Zensur und Inquisition und war völlig außer sich. Er fühlte sich in der Rolle des Dissidenten und wollte oder konnte nicht verstehen, was ich meinte und was ich hier auch wiederholt habe: man braucht schon ein paar wissenschaftliche Standards, um ernstgenommen zu werden.

Genau hieran aber mangelt es der vermeintlichen Revolution, wie ich im Vorausgegangenen aufzuzeigen versucht habe. Und das Fazit kann nicht anders lauten als: Ja, es gibt durchaus Anzeichen einer Revolution, jedoch nicht in dem Sinne, wie sie von den "Revolutionären" gedacht ist.

Die Revolution besteht darin, daß eine neue Methode in die Finnougristik eingeführt wird, die vor allem darin besteht, daß sie methodenlos ist. Es ist die Methode des

Eklettizismus, die Methode des Populismus, die Methode des Spekulativismus, die Methode des Lautherausschreiens und die Methode der grenzenlosen Textmultiplikation. Es ist ein wenig auch die Methode der Fälschung.

Eine Gruppe von Fachgenossen ist dabei, einen jahrhundertealten Wissenschaftskonsens zu verlassen, und das ist ziemlich revolutionär. In einer Zeit, in der der Marxismus untergegangen ist und der Kapitalismus gewonnen hat bzw. übriggeblieben ist, in der das neue Zauberwort — egal ob in Brüssel, London, Budapest oder Tallinn — "Privatisierung" lautet, in einer solchen Zeit, so denken unsere mutigen Revolutionäre, müßte vielleicht auch die Wissenschaft endlich an die Börse gehen. Na, dann viel Vergnügen beim Schreien und Spekulieren!

Wir anderen, wir machen dann solange mit der Wissenschaft alleine weiter.

Literatur

Bednarczuk, Leszek 1991: Balto-Slavic and Finno-Ugric linguistic convergences in typological and areal aspects. — The 6th international congress of Baltists. October 2-4, 1991. Abstracts. Vilniaus Universiteto leidkyla 1991, 13.

Collinder, Björn 1965: An introduction to the Uralic languages. Berkeley and Los Angeles.

Dahl, Östen / Koptjevskaja-Tamm, Maria 1992: Language typology around the Baltic sea: a problem inventory. Stockholm. (Papers from the Institute of Linguistics, University of Stockholm [PILUS] 51).

Décsy, Gyula 1967: Is there a Finnic Substratum in Russian? — Orbis 16, 150-160.

FU = Fenno-Ugristica

FUF = Finnisch-Ugrische Forschungen

Hajdú, Péter 1987: Die uralischen Sprachen. — Ders. / Péter Domokos: Die uralischen Sprachen und Literaturen. Hamburg (auch: Budapest), 21-450.

Häkkinen, Kaisa 1999: Äußere Form und wissenschaftlicher Gehalt. [Rezension von: Julku, Kyösti (toim.): Itämerensuomi — eurooppalainen maa. With Estonian, Hungarian and English Summaries. Jyväskylä / Oulu 1997. (Studia Historica Fenno-Ugrica 2)] — FUF 55, 177-183.

Hasselblatt, Cornelius 1998: Avunhuuto lounaasta. — Vir 102, 232-239.

— 1999: Eesti keelt kõneldi ka Mount Everestil. — Eesti Päevaleht 8.XII.1999.

— 2000: De boom van de Finoegristiek. Maastricht (Studia Fenno-Ugrica Groningana 1).

— 2001: Wo ist die Revolution? — FUF 56, 429-436.

— 2002: (Rezension von Künnap 2000) — erscheint in Finnisch-Ugrische Mitteilungen 24.

Honti, László 2000: Grundsprache oder Unsprache? (Eine kurze Information über jüngste wunderliche Ideen in der Uralistik). — *Amant alterna Camenae. Studi linguistici e letterari offerti a Andrea Csillaghy in occasione del suo 60° compleanno*. A cura di Augusto Carli, Beatrice Töttösy, Nicoletta Vasta. Torino, 129-151.

Itkonen, Esa 1998: Keelepuu vajab uuendamist sada aastat tagasi. — *KK* 41, 213-214.

— 1998a: Sukupuu ja kontakti. — *Vir* 102, 96-103.

— 1999: There is nothing wrong with the comparative method: part two. — *FU* 22, 85-90.

JSFOu = Journal de la Société Finno-Ougrienne

Julku, Kyösti (toim.) 1997: Itämerensuomi — eurooppalainen maa. With Estonian, Hungarian and English Summaries. Oulu (*Studia Historiae Fenno-Ugricae* 2).

Julku, Kyösti / Wiik, Kalevi (eds.) 1998: The Roots of Peoples and Languages of Northern Eurasia I. Turku 30.5.-1.6.1997. Turku.

Kallio, Petri 1997: Uralilaisten alkuperä indoeuropeistisesta näkökulmasta. — *Vir* 101, 74-78.

— 1997a: Uralic substrate features in Germanic? — *JSFOu* 87, 123-130.

— 2002: A Uralic Substrate in Germanic? — erscheint in Rogier Blokland / Cornelius Hasselblatt (ed.): *Finno-Ugrians and Indo-Europeans: Linguistic and Literary Contacts. Proceedings of the Symposium at Groningen University, November 22-24, 2001*. Maastricht (*Studia Fenno-Ugrica Groningana* 2).

Kallio, Petri / Koivulehto, Jorma / Parpola Asko 1997: "Kantagermaanin suomalais-ugrilainen substraatti": perusteeton hypoteesi. — *Tieteessä tapahtuu* 8, 47-51.

Kallio, Petri / Koivulehto, Jorma / Parpola Asko 1998: "Kantagermaanin suomalais-ugrilainen substraatti": edelleen perusteeton hypoteesi. — *Tieteessä tapahtuu* 3, 45-48.

Kiparsky, Valentin 1963: (Rezension zu) V.N. Toporov, O.N. Trubaev: *Lingvističeskij analiz gidronimov Verchnego Podneprov'ja*. Moskva 1962. — *Zeitschrift für slavische Philologie* 31, 424-434.

— 1969: Gibt es ein finnougrieches Substrat im Slavischen? Helsinki (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae* 153, 4).

KK = Keel ja Kirjandus

Künnap, Ago 1997: Uralilaisten kielten jäljistä indoeurooppalaisissa kielissä. — *Vir* 101, 79-83.

— 1997a: Potential Finno-Ugric substratum in Slavic. — *LU* 33, 253-257.

- 1997b: Uralilaisten kielten läntinen kontaktikenttä. — Julku Kyösti (toim.) 1997, 63-71.
- 1997c: Kust on pärit germaani, balti ja slaavi keeled? — Akadeemia 9, 566-571.
- 1998: Breakthrough in present-day Uralistics. Tartu.
- 1998a: Über uralisches Substrat in indoeuropäischen Sprachen. — LU 34, 1-7.
- 1998b: Ensiapu koillisesta. — Vir 102, 420-421.
- 2000: Contact-induced perspectives in Uralic linguistics. München.
- 2000a: Fennougristika paradigmanihke kriitikast. — KK 43, 517-523.
- 2000b: Miscellanea Uralica. — FU 23, 306-317.
- Küster, 1998: Indo-European and Finno-Ugric cultures and languages from the perspective of biology and environmental history. — Julku/Wiik 1998, 69-83.
- Laakso, Johanna 1995: A spade is a spade. Comment on *The 'Pragmareal' Challenge to Genetic Language Tree Models*. [= Östman/Raukko 1995] — Suhonen 1995, 70-74.
- 1997: Neue Perspektiven für die Grundsprachenforschung? — FUF 47, 205-213 (= Rezension von Puztay 1995).
- 1998: Tyvestä puuhun noustaan. — Vir 102, 610-612.
- 1999: Voiko väittää mitä vain? — Vir 103, 637-639.
- 1999a: Language contact hypotheses and the history of Uralic morphosyntax. — JSFOu 88, 59-72.
- Larin, B.A. 1963: Ob odnoj slavjano-balto-finskoj izoglosse. Leningrad.
- LU = Linguistica Uralica
- Mägiste, Julius 1933: Venepärane imperatiivikujund idapoolseis läänemere-sm. keelis. — Eesti keel 12, 83-87.
- Mikone, Eve 1996: Suomalais-ugrilaisia kieliä puhuvan väestön alkuperä. — Vir 100, 401-422.
- 1997: Tutkijan taustasta riippumatonta kritiikkiä. — Vir 101, 83-85.
- Östman, Jan-Ola / Raukko, Jarno 1995: The 'Pragmareal' Challenge to Genetic Language Tree Models. — Suhonen 1995, 31-69.
- Posti, Lauri 1953: From Pre-Finnic to Late Proto-Finnic. — FUF 31, 1-91.

Pusztay, János 1995: Diskussionsbeiträge zur Grundsprachenforschung (Beispiel: das Protouralische). Wiesbaden (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica 43).

Raukko, Jarno / Östman, Jan-Ola 1994: Pragmaattinen näkökulma Itämeren kieli-alueeseen. Helsinki (University of Helsinki. Department of Linguistics. Publications 25).

Rédei, Károly 1998: Östörténetünk kérdései. A nyelvészeti dilettantizmus kritikája. Budapest.

de Smit, Merlijn 1999: (Review of: Ago Künnap, Breakthrough in Present-Day Uralistics. Tartu 1998) — LU 35, 134-140.

Steinitz, Wolfgang 1964: Geschichte des finnisch-ugrischen Vokalismus. 2., mit einem Anhang und Wortregistern erweiterte Auflage. Berlin.

Suhonen, Seppo (ed.) 1995: Itämerensuomalainen kulttuurialue. The Fenno-Baltic Cultural Area. Helsinki (Castrenianumin toimitteita 49).

Thomason, Sarah Grey / Kaufman, Terrence 1988: Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics. Berkeley et al.

Tkačenko, Orest Borisovič 1989: Očerki teorii jazykovogo substrata. Kiev.

Veenker, Wolfgang 1967: Die Frage des finnougri-schen Substrats in der russischen Sprache. Bloomington, The Hague (University of Bloomington, Indiana. Uralic and Altaic Series 82).

Viitso, Tiit-Rein 1995: The Baltic Sea prosodic area revisited. Comments. — Suhonen 1995, 93-97.

Vir = Virittäjä

Wiik, Kalevi 1995: The Baltic Sea prosodic area revisited. — Suhonen 1995, 75-90.

— 1996: vermutlich = Wiik 1997.

— 1997: The Uralic and Finno-Ugric phonetic substratum in Proto-Germanic. — LU 33, 258-280.

— 1998: Vähän kontaktiteoriastani. — Vir 102, 421-424.

Winkler, Eberhard 1999: Wie kommen die Uralier an den Rhein? Anmerkungen zur neuesten Theorie über die Genese der uralischen Sprachen. — LU 35, 241-250.